

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 24

Artikel: Das Rendez-vous
Autor: Tschechow, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Rendez-vous.*

Von Anton Tschechow.

„Ich liebe Sie! Sie sind mein Leben, mein Glück, mein Alles! Verzeihen Sie, daß ein weibliches Wesen Ihnen ein solch Geständnis macht; aber noch länger zu leiden und zu schweigen, das geht über meine Kraft. Ich bitte nicht um Erwiderung meiner Liebe, sondern um Mitleid. Seien Sie heute abend um acht Uhr in dem alten Pavillon ... Meinen Namen unter diese Zeilen zu setzen, halte ich nicht für nötig; aber nehmen Sie an der Anonymität keinen Anstoß. Ich bin jung und hübsch ... was brauchen Sie weiter zu wissen?“

Der Empfänger dieses Briefes war Pawel Iwanowitsch Wjhodzew, ein verheirateter, gesetzter Mann, der sich zurzeit mit seiner Frau in der Sommerfrische aufhielt. Nachdem er den Brief gelesen hatte, zuckte er mit den Achseln und kratzte sich verwundert die Stirn.

Was ist das für eine tolle Geschichte? dachte er. Ich bin ein solider Ehemann, und da kommt mir auf einmal so ein sonderbarer, dummer Brief ins Haus geflogen! Wer mag den nur geschrieben haben?

Pawel Iwanowitsch drehte den Brief vor seinen Augen hin und her, las ihn noch einmal durch und spuckte ärgerlich aus.

„Ich liebe Sie!“ äffte er die Worte des Briefes nach. „Du hildest dir wohl ein, ich wäre ein dummer Junge! Ich werde auch gerade so ohne weiteres zu dir in den Pavillon gelauufen kommen! ... Nein, meine Verehrteste, solche romantischen Liebeleien, die liegen denn doch weit, weit hinter mir ... Hm! Jedenfalls irgend so ein verdrehtes, emanzipiertes Frauenzimmer ... Na, überhaupt diese Weiber, das ist ein Wölkchen! Was für eine Mannstollheit gehört dazu, um an einen Unbekannten und noch dazu an einen verheirateten Mann einen solchen Brief zu schreiben! Das ist ja schon geradezu unmoralisch!“

In den acht Jahren seines Ehelebens waren zärtliche Gefühle dem braven Pawel Iwanowitsch allmählich fremd geworden; er bekam keine anderen Briefe als Geschäfts-, Familien- und Gratulationsbriefe; und daher hatte — wie sehr er sich auch bemühte, vor sich selbst den Gleichgültigen zu spielen — der oben erwähnte

*) Aus Anton Tschechows „Humoresken und Säturen“, Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig.

Brief ihn in das äußerste Erstaunen und in die lebhafteste Aufregung versetzt.

Eine Stunde nach Empfang des Briefes lag er auf dem Sofa und überlegte. Natürlich bin ich kein Milchbart und werde nicht zu diesem verückten Rendez-vous hinlaufen; aber es wäre doch interessant zu erfahren, wer das eigentlich geschrieben hat. Hm ... Die Handschrift weist zweifellos auf ein weibliches Wesen hin ... Der Ton des Briefes klingt aufrichtig, von Herzen kommend, und somit kann das Ganze kaum eine bloße Neiderei sein ... Wahrscheinlich eine frankhaft veranlagte Person oder eine Witwe ... Witwen sind überhaupt oft leichtfertig und exzentrisch. Hm ... Wer kann es nur sein?

Die Beantwortung dieser Frage war um so schwieriger, da Pawel Iwanowitsch von der ganzen Sommerkolonie kein einziges weibliches Wesen kannte außer seiner eigenen Frau.

Sonderbar! dachte er erstaunt. „Ich liebe Sie!“ Wie hat sie denn so in der Geschwindigkeit sich in mich verlieben können? Ein wunderliches Frauenzimmer! Hat sich so Hals über Kopf in mich verliebt, ohne mich auch nur kennen gelernt und in Erfahrung gebracht zu haben, was ich denn eigentlich für ein Mensch bin! ... Sie muß wohl noch sehr jung sein und stark zum Romantischen neigen, wenn sie es fertig bekommt, sich nach zwei, drei Blicken zu verlieben ... Aber ... wer mag sie sein?

Auf einmal fiel ihm ein, daß ihm gestern und vorgestern bei seinen Spaziergängen auf der Ringpromenade der Sommerfrische mehrmals eine junge Blondine mit einem Stumpfnäśchen, in einem hellblauen Kleide, begegnet war. Die junge Dame hatte beständig nach ihm hingeblickt und, als er sich auf eine Bank gesetzt hatte, sich neben ihm niedergelassen.

Sollte es die sein? fragte sich Pawel Iwanowitsch. Undenkbar! Kann etwa ein so junges, elfenhaftes Wesen sich in einen so alten, ramponierten Kerl, wie ich, verlieben? Nein, das ist ja ganz unmöglich!

Beim Mittageessen blickte Pawel Iwanowitsch seine Frau starr an und überlegte dabei: Sie schreibt, sie sei jung und hübsch ... Also eine Alte ist es nicht ... Hm ... Übrigens muß ich aufrichtig und nach meiner gewissenhaften Überzeugung sagen: So alt und verbraucht bin

ich denn doch noch nicht, daß sich niemand in mich verlieben könnte. Meine Frau liebt mich ja doch auch! ... Und zudem macht bekanntlich die Liebe blind ...

„Du bist ja so nachdenklich; was überlegst du denn?“ fragte ihn seine Frau.

„Nichts Besonderes ... Der Kopf tut mir ein bißchen weh,“ log Pawel Twanowitsch.

Er kam zu dem Resultate, daß es eine Torheit sein würde, ein Lappalie wie diesen Liebesbrief zu beachten, und lachte im stillen über ihn und seine Verfasserin. Aber ach, der böse Feind des Menschengeschlechtes ist gar stark! Nach dem Mittagessen legte Pawel Twanowitsch sich in seinem Zimmer auf das Bett, und statt zu schlafen dachte er folgendes: Sie wird wohl bestimmt erwarten, daß ich komme. So eine Narrin! Na ja, ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie aufgereggt und nervös sie werden wird, wenn sie mich nicht in dem Pavillon findet ... Aber ich gehe nicht hin ... Hölle sie der Kuckuck!

Aber, um es noch einmal zu sagen, der böse Feind des Menschengeschlechtes ist gar stark!

Übrigens, so aus Spaß, nur so aus Neugierde könnte man ja hingehen, dachte Pawel Twanowitsch eine halbe Stunde darauf. Man könnte hingehen und so von weitem mal sehen, was das eigentlich für ein Käfig ist. Das zu sehen, wäre ganz interessant. Nur um darüber zu lachen, weiter nichts! In der Tat, warum sollte man es sich nicht gönnen, einmal herhaft zu lachen, wenn sich eine geeignete Gelegenheit darbietet?

Er stand vom Bett auf und begann sich umzukleiden.

„Wo willst du denn hin, daß du dich so fein machst?“ fragte seine Frau, als sie bemerkte, daß er ein reines Oberhemd anzog und eine moderne Krawatte umband.

„Ich habe nichts weiter vor; ich will nur noch ein bißchen spazieren gehen. Ich habe etwas Kopfschmerz ... Hm ...“

Pawel Twanowitsch beendete seine Toilette, wartete, bis es auf acht ging, und verließ das Haus. Als er die bunten Gestalten der promenierenden Sommergäste, der Männlein und Weiblein, erblickte, die sich von dem leuchtend grünen Hintergrunde abhoben, den das von den Strahlen der untergehenden Sonne überflutete Buschwerk bildete, da begann ihm das Herz stark zu pochen.

Welche von ihnen mag es sein? dachte er,

während er schüchtern nach den Gesichtern der vorbeikommenden Damen schaute. Die hübsche Blondine ist nicht zu sehen ... Hm ... Wenn sie die Schreiberin des Briefes ist, so sitzt sie wahrscheinlich schon im Pavillon ...

Pawel Twanowitsch bog in die Allee ein, an deren Ende aus dem jungen Blätterwerk hoher Linden der „alte Pavillon“ hervorlugte. Leise schlich er zu diesem hin ...

Ich will nur von weitem hineinsehen, dachte er, als er, immer noch unentschlossen, näherkam. Na, warum bin ich denn so ängstlich? Zu dem Rendez-vous gehe ich ja nicht! ... Mensch, sei doch nicht so einfältig! Mut, Mut! ... Aber wie wär's, wenn ich wirklich in den Pavillon hineinginge? Nein, das hat keinen Zweck ...

Das Herz klopfte ihm noch stärker ... Unwillkürlich, ohne daß er es selbst gewollt hätte, vergegenwärtigte er sich auf einmal das Halbdunkel des Pavillons ... Seine Einbildungskraft stellte ihm eine schlanke Blondine vor Augen, in hellblauem Kleide, mit einem Stumpfnäśchen. Er malte es sich aus, wie sie, voll Scham über ihre Liebe, am ganzen Leibe zitternd, heiß atmend, schüchtern an ihn herantreten und ihn auf einmal in ihre Arme schließen werde.

Wenn ich nicht verheiratet wäre, so wäre die Sache eine Kleinigkeit, dachte er, bemüht, die sündigen Gedanken aus seinem Kopfe zu verscheuchen. Übrigens ... einmal im Leben so etwas zu probieren, das könnte ja nichts schaden; man stirbt sonst noch, ohne jemals kennen gelernt zu haben, was an solchen Geschichten dran ist ... Aber meine Frau? Na, was paßt denn der eigentlich Schlimmes dadurch? Ich kann mich rühmen, acht Jahre lang auch nicht einen Schritt von ihr gewichen zu sein ... Acht Jahre vorwurfsfreier Dienstführung! ... Ich werde ja von ihr eine Kopftwäsche bekommen, wenn sie es erfährt, ... und sogar eine gehörige! ... Aber nun gerade, ihr zum Possen, will ich es tun und mal nach dem Abenteuerchen ausschauen: Die Welt ist doch dazu da, daß man sie kennen lerne ... Und was kann ich dafür, daß sie mich liebt? Ist es eine Sünde geliebt zu werden? ...

Am ganzen Leibe zitternd und mit angehaltenem Atem trat Pawel Twanowitsch an den Pavillon heran, der mit Efeu und wildem Wein umrankt war, und blickte hinein ... Ein

Geruch nach Feuchtigkeit und Schimmel schlug ihm entgegen.

„Es scheint niemand da zu sein, dachte er, indem er hineintrat. Aber in demselben Augenblick bemerkte er in einer Ecke eine menschliche Gestalt.

Es war eine Männergestalt. Schärfer hinschauend, erkannte Pawel Iwanowitsch, daß es der Bruder seiner Frau, der Student Dmitri, war, der mit ihnen zusammen in der Sommerwohnung wohnte.

„Ach, du bist es...“ brummte er missvergnügt, nahm den Hut ab und setzte sich.

„Ja, ich bin es,“ antwortete Dmitri.

Etwa zwei Minuten vergingen unter beiderseitigem Stillschweigen.

„Verzeihen Sie, Pawel Iwanowitsch,“ begann Dmitri, „aber ich möchte Sie bitten, mich allein zu lassen... Ich denke über meine Examenarbeit nach, und... und wenn ich da irgend jemand um mich sehe, so stört mich das.“

„Nun, dann geh doch in eine dunkle Allee,“ erwiderte Pawel Iwanowitsch in sanftem Tone. „In der frischen Luft denkt es sich leichter nach, und ich... n—ja... ich möchte gern hier auf der Bank ein Schläfchen machen... Hier ist es nicht so heiß...“

„Sie möchten nur schlafen, ich dagegen über meine Arbeit nachdenken,“ entgegnete Dmitri mürrisch. „Die Arbeit ist doch wichtiger.“

Wieder trat Stillschweigen ein... Pawel Iwanowitsch, der sich schon ganz in der Gewalt seiner Einbildungskraft befand und fortwährend Schritte zu hören glaubte, sprang auf und sagte in nervöser Erregung: „Aber ich bitte dich inständig, Dmitri! Du bist jünger als ich und mir gegenüber zu einem gewissen Respekt verpflichtet... Ich fühle mich krank und... möchte schlafen... Geh fort!“

„Das ist Egoismus!... Woher hätten denn gerade Sie ein Recht, hier zu sein, und ich nicht? Aus Prinzip werde ich nicht weggehn!“

„Aber wenn ich dich doch darum bitte! Mag sein, daß ich ein Egoist, ein Despot, ein Narr bin... aber ich bitte dich! Zum erstenmal in meinem Leben bitte ich dich! Tu mir doch den Gefallen!“

Dmitri drehte eigenständig den Kopf hin und her.

„So eine Kanaille! dachte Pawel Iwanowitsch. Macht mir das Rendez-vous zunichte!“

„Höre, Dmitri!“ sagte er. „Ich bitte dich zum letztenmal... Zeige, daß du ein verständiger, liebenswürdiger, gebildeter Mensch bist!“

„Es ist mir unverständlich, warum Sie so hartnäckig sind,“ erwiderte Dmitri achselzufend. „Ich habe gesagt: ich gehe nicht weg, na, und da werde ich auch nicht weggehen. Ich bleibe aus Prinzip hier...“

In diesem Augenblick schaute ein weibliches Gesicht mit einem Stumpfnäśchen in den Pavillon hinein, nahm aber beim Anblieke der beiden eine verdrossene Miene an und verschwand sofort wieder.

Nun ist sie weggegangen! dachte Pawel Iwanowitsch und schleuderte seinem Schwager einen wütenden Blick zu. Sie hat diesen Schurken gesehen und ist wieder weggegangen! Die ganze Sache ist verdorben!

Nachdem er noch ein Weilchen gewartet hatte, erhob er sich, setzte den Hut auf und sagte: „Ein Flegel bist du, ein schändlicher, nichtswürdiger Mensch! Ja! Ein Flegel! Das war gemein von dir... und tölpelhaft! Zwischen uns ist alles zu Ende!“

„Sehr angenehm!“ brummte Dmitri, der sich gleichfalls erhob und den Hut aufsetzte. „Ich will Ihnen nur sagen: Sie haben mir jetzt eben durch Ihre Unwesenheit einen so abscheulichen Streich gespielt, daß ich es Ihnen bis zu meinem Tode nicht verzeihen werde!“

Pawel Iwanowitsch verließ den Pavillon und ging, vor Wut seiner kaum mächtig, mit schnellen Schritten nach seiner Sommerwohnung. Nicht einmal der Anblick des bereits zum Abendessen gedeckten Tisches vermochte ihn zu besänftigen.

Ein einziges Mal im Leben hat sich mir eine solche Gelegenheit dargeboten, dachte er in seiner Erregung, und die hat man mir nun gestört! Jetzt fühlte sich die junge Dame natürlich gefränt... tödlich beleidigt!

Während des Abendessens blickten Pawel Iwanowitsch und Dmitri ein jeder auf seinen Teller und schwiegen ingrimmig... Beide hafsten einander aus tiefster Seele.

„Was hast du denn zu lächeln?“ fuhr Pawel Iwanowitsch seine Frau an. „Ohne Ursache zu lachen, ist töricht!“

Die Frau sah ihrem Manne in das zornige Gesicht und lachte hell auf.

„Was hast du denn heute früh für einen Brief bekommen?“ fragte sie.

„Ich? ... Gar keinen Brief habe ich bekommen...“ erwiderte Pawel Iwanowitsch verlegen. „Wie kommst du auf solche Einfälle? Du phantasierst wohl?“

„Na, na, schwindle nicht! Bekenne nur, du hast einen Brief bekommen! Ich habe ja den

Brief selbst an dich geschickt! Du kannst es mir glauben, ich bin es gewesen. Hahaha!“

Pawel Iwanowitsch wurde blutrot und beugte sich über seinen Teller.

„Dumme Späße!“ murmelte er.

„Ja, aber was sollte ich tun? Sag selbst; es musste heute bei uns der Fußboden gescheuert werden, und wie sollte ich euch aus dem Hause



Frank Buchser: Vor der Kirchentüre.

Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft.

bekommen? Da war dies das einzige Mittel... Aber sei nicht böse, du Närrchen!... Damit du dich in dem Pavillon nicht langweilen solltest, hatte ich ja auch an Dmitri einen ebenso-

hen Brief abgesandt. Dmitri, bist du in dem Pavillon gewesen?"

Dmitri schmunzelte und blickte nun seinen Nebenbuhler nicht mehr so grimmig an.

Die Certosa von Pavia.

Von Hanns Maßhardt.

Eingewiegt vom Rauschen mächtiger, ur-alter Pappeln und wogender Felder, abseits der großen Heerstraße träumt in der einsamen Stille der lombardischen Ebene ein stolzes Heiligtum dem ewigen Frieden entgegen — die Certosa von Pavia. Zwar ist heute die melancholische Poesie lustwandelnder Mönche in der weißen Kutte des heiligen Bruno, der 1084 den Orden der Kartäuser gegründet hat, aus den Kreuzgängen und Bignen des imposanten Klosters gewichen; aber noch immer umweht ein Duft märchenhafter Personnenheit die entfernte Stätte wie ein leises Ahnen jener letzten, großen Ruhe, die nicht mehr dieser Erde angehört.

Freilich — dieser Frieden hat das Kloster nicht immer umgeben. Seine Geschichte, die auf das stolze und herrschsüchtige Geschlecht der Visconti zurückreicht, mutet oft recht seltsam an, und fast erscheint es unbegreiflich, daß sich in diesen Mauern einst glänzende Höflichkeit und wohl auch geschickte Hofintrigen abgespielt haben, daß mehr als einmal wilder Kriegslärm das Heiligtum umtobte. Am 27. August des Jahres 1396 legte Gian Galeazzo Visconti im Beisein des Bischofs von Pavia eigenhändig den Grundstein zur Certosa, nachdem er, elf Jahre vorher, seinen eigenen Oheim und Schwiegervater, Bernabo Visconti, durch einen Staatsstreich gefangen gesetzt und im Castello di Trezzo interniert hatte. Dadurch vereinigte er sein väterliches Erbteil mit den Gütern seines Oheims und war, am 5. September 1395 durch den Abgesandten Kaiser Wenzels zum Herzog von Mailand gekrönt, wohl der mächtigste Herrscher seines Geschlechtes. Halb Held, halb Dämon, geldgierig und verschwenderisch zugleich, ein machtlüsterner Meister der Intrigen, schreckte er selbst vor Dolch und Gift nicht zurück, um seine Ziele zu erreichen, ja er träumte bereits davon, sich die Königskrone Italiens aufs Haupt zu setzen... Allein, nachdem er in glücklichen Kriegen die umliegenden Grafschaften und Fürstentümer erobert und König Robert, der den Bedrängten

zu Hilfe geeilt war, vernichtend geschlagen hatte, ereilte ihn im Castello von Melegnano die Pest, der er am 3. September 1402 erlag. Ob Gian Galeazzo mit der Stiftung der Certosa einen frommen Wunsch seiner zweiten Gattin, Catarina Visconti, erfüllen wollte, wie dies einige Chronisten erzählen, ist nicht gewiß, dagegen geht aus seinen testamentarischen Verfüngungen bereits aus dem Jahre 1397 hervor, daß er die Klosterkirche zur Grabstätte der herzoglichen Familie bestimmte. Wir finden denn auch noch heute im südöstlichen Teil des Querschiffes das reiche Marmormausoleum Gian Galeazzos, in welchem seine Gebeine allerdings erst 1562 beigesetzt wurden, nachdem sie bis 1474 in der Augustiner-Kirche San Pietro in Ciel d'Oro im nahen Pavia, und darauf hinter dem Hauptaltar der Certosa ihre vorübergehende Ruhestätte gefunden hatten.

Die Güter, die dieser mächtige Fürst den Kartäusern (er selber hatte das Kloster diesem Orden bestimmt, für den er besondere Sympathien hegte) für den Bau ihres Heiligtums zur Verfügung stellte, waren außerordentlich reich, waren sie doch eine Jahresrente von mehr als 7000 Goldgulden ab. Zugleich war sein Erstgeborener und Nachfolger in der Herzogswürde, Giovanni Maria (oft auch Giandomaria genannt) testamentarisch verpflichtet, dem Klosterbau jährlich 10,000 Goldgulden zuzuweisen. Eine Verpflichtung, der dieser allerdings nur ungerne Folge leistete, indem er die Mönche meist ungebührlich lange warten ließ. Dazu kam noch, daß Familienstreitigkeiten und politische Wirren im Herzogtum Mailand Umstände schufen, die dem Bau des Klosters, wie übrigens auch des Mailänder-Domes, der aus derselben Epoche stammt, nicht allzu förderlich waren. Noch verwirrter aber wurden die Verhältnisse, als Filippo Maria Visconti nach der Ermordung seines Bruders Gianmaria (12. Mai 1412) die Herrschaft an sich riß. Erst der edle Francesco I. Sforza, der am 25. Februar 1450, drei Jahre nach dem Tode des letzten visconteischen Herrschers als Herzog in Mai-